

Der internationale wissenschaftliche Katholiken-Congress.

H. K. Würzburg, 20. April.

Der internationale wissenschaftliche Katholikencongress, welcher sich alle drei Jahre versammelt, wird vom 16. bis 20. August d. Js. in Freiburg i. d. Schweiz tagen. Die zwei ersten fanden zu Paris (1888 und 1891), der dritte zu Brüssel (1894) statt. Für Paris waren 1600 und 2500 Mitglieder subscibirt, für Brüssel die stattliche Zahl von 2700 angemeldet, welche großentheils zur Versammlung selbst erschienen waren. Die in Druck gelegten wissenschaftlichen Arbeiten der zwei ersten Congresses umfassen zwei starke Octavbände, die des dritten Congresses 160 Abhandlungen in 9 Heften. Für den in Vorbereitung befindlichen vierten Congress dieses Jahres hat sich eine Mehrung der wissenschaftlichen Arbeiten ergeben, indem deren bereits 200 angemeldet sind. Geringer ist die Zahl der bis jetzt beigetretenen Mitglieder, welche 1100 beträgt, hinter den früheren Congressen zurückgeblieben. Voraussichtlich werden die Franzosen und Belgier, deren Zahl für Brüssel 1100 bezw. 600 betrug, in dieser großen Zahl nicht beitreten, einmal wegen der relativ weiten Entfernung, sodann wegen des Uebergangs auf deutsches Sprachgebiet, weil für die Verhandlungen und wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr ausschließlich die französische, sondern auch die deutsche und lateinische Sprache zu Grunde gelegt werden. Um so wünschenswerther ist eine stärkere Bethheiligung der deutschen Katholiken, deren Gesamtsubscription bei den vorausgehenden zwei Congressen nur 19 und 150 betrug, da eine geringe Mitgliederzahl leicht die kostspielige Drucklegung der zahlreichen eingereichten Arbeiten gefährden könnte. Hoffentlich wird die bloße Anregung genügen, für den Congress in Freiburg eine größere Mitgliederzahl auch aus unserer Diocese zu gewinnen, da der Zweck erhaben ist und die Versammlung in Freiburg, am Grabe des vor 300 Jahren verstorbenen sel. Petrus Canisius, des fleißigen Verfechters des katholischen Glaubens in sturmbelegter Zeit, stattfindet. Der Beitrag ist ohnedies sehr gering und beträgt für die einzelnen Mitglieder, mögen sie persönlich erscheinen oder nicht, nur 10 Frs. oder 8 Mk., wofür die gedruckten wissenschaftlichen Abhandlungen aus den verschiedensten Fächern unentgeltlich und portofrei übermittelt werden.

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Würzburg, welchem die Förderung der Wissenschaft Herzenssache ist, gehörte von Anfang an (seit 1888) zu den Gönnern der Versammlungen. In München war Freiherr v. Hertling jederzeit für die Bethheiligung am Congress thätig. Für Freiburg haben sich Diöcesancomités gebildet. Wünschenswerth ist, daß sich nicht bloß aus dem Klerus der einzelnen Diöcesen, sondern auch aus der Laienwelt neue Mitglieder anmelden. Der Adel¹⁾ und alle wissenschaftlich gebildeten Männer, denen die Bewahrung des von den Voreltern ererbten Glaubens und die Sache der Kirche am Herzen liegt, sollten unter der Zahl der Theilnehmer nicht fehlen.

¹⁾ Aus der Diocese Breslau waren für Brüssel (1894) als Mitglieder und Donatoren angemeldet: Fürst Blicher von Wahlstadt und die Grafen von Frankenberg, von Oppersdorf, von Praszma, von Stillsried-Alcantara, von Strachwitz.

Da der Ursprung und Zweck des Vereins noch zu wenig bekannt ist, soll hierüber ein kurzer Bericht folgen, indem wir für eine weitere Orientirung über die wissenschaftlichen Katholikencongresse zu Paris und Brüssel auf die betreffenden Ausführungen von Professor Dr. Ruhn im Mainzer „Katholik“, Jahrgang 1891 und 1894, verweisen.

Unser Jahrhundert hat das stolze Gebäude der modernen Wissenschaft aufgebaut, theils in der Meinung, theils in der zielbewußten Absicht, den christlichen Glaubenslehren die Grundlage zu entziehen. Aber zahlreiche Katholiken, namentlich hervorragende Apologeten, sind den Gegnern auf dieses Gebiet gefolgt, um die Lebensfähigkeit derselben durch wissenschaftliche Darlegung in Wort und Schrift zu zeigen. Solche Gelehrte, Theologen und Laien, wollten nicht mehr stumme Zeugen der Bestrebungen der Ungläubigen sein, welche das Monopol oder doch die Hegemonie der Wissenschaft beanspruchten. Allein die Anstrengungen einzelner Männer und ihre Schriften konnten die Concurrnz nicht ganz und voll bestehen. Eine viel größere Kraft liegt in den Vereinen und Associationen. Von diesem Gedanken ausgehend, hat eine Gruppe von eifrigen Vertheidigern des Christenthums im Frühjahr 1885 zu Rouen die Organisation der wissenschaftlich gebildeten Katholiken in allen Ländern der Welt ins Auge gefaßt. Die Frage, in welcher Form sich diese Vereinigung vollziehen sollte, war ungemein schwer und drohte gleich im Anfang zur Uneinigkeit zu führen. Daher entschied man sich für einen Congress, der nicht etwa nur Gelehrte (des savants) umfassen sollte, weil sich in diesem Falle viele wissenschaftlich gebildete Männer aus Bescheidenheit zurückgezogen hätten, sondern er sollte, wie Msgr. v. Gulst, Rektor der katholischen Universität zu Paris, ausführte, ein wissenschaftlicher sein und sich als solcher auf alle Zweige der menschlichen Erkenntniß erstrecken; er sollte katholisch sein, nicht als ob es eine specifisch katholische Wissenschaft gäbe, sondern weil nur Katholiken Mitglieder werden und wissenschaftliche Arbeiten einreichen sollten; endlich auch international, eben weil er katholisch wäre, und weil die Vertheidigung des Glaubens nicht die Aufgabe einer christlichen Nation mit Ausschluß der andern ist. Denn in der ganzen Welt gibt es bei aller politischen und socialen Zerklüftung doch nur zwei große Parteten, nämlich das Christenthum als Träger der geistigen und lebenspendenden Ideen auf der einen und den Atheismus mit seinen zerstörenden Folgen im Privat- und öffentlichen Leben auf der andern Seite. Auf Grund solcher Erwägungen constituirte sich der Congrès scientifique international des Catholiques.

Der Congress hat sich demgemäß zur Aufgabe gesetzt, die Gelehrten der ganzen katholischen Welt zu gemeinschaftlicher wissenschaftlicher Arbeit zu vereinigen, um die für das positive Christenthum thätigen Kräfte zu sammeln, durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu ermuntern, die neuen antichristlichen Hypothesen auf ihren Grund zu prüfen und den Vertheidigern der christlichen Religion geeignete Waffen in die Hand zu geben.

Das Unternehmen, welches gleich bei seinem Entstehen in der Presse bekämpft wurde, fand die Gutheißung des Heiligen Vaters durch Breve vom 20. Mat 1887. Hier heißt es unter anderem: „Res suscepta vobis est honesta per se et ad nomen vestrum da-

cora; eademque esse potest ad germanam scientiarum dignitatem non minus quam ad catholicae fidei praesidium frugifera Vestri officii hoc utique putetis esse, adiumenta disciplinarum vestrarum velut arma quaedam ad se tuendam theologiae ministrare.“ Der Papst billigte das ganze Programm, namentlich auch den Satz, daß Glaubenslehren und streng theologische Gegenstände ausgeschlossen sein sollten; denn die göttlichen Dinge seien zu hoch und zu heilig, als daß man sie mit Würde auf einem Congreß behandeln könne. Auch fehlte es manchen Mitgliedern an der nöthigen Autorität, und sollten dieselben sich auf ihrem eigenthümlichen Gebiete bewegen, in der Geschichte und Physik, in der Philologie, Mathematik, Kritik etc.

Zum ersten Male wurde demzufolge der Congreß vom 8. bis 13. April 1888 in Paris unter der Präsidenschaft des Msgr. Perraud, Bischofs von Autun, Mitglieds der französischen Akademie, abgehalten; der zweite fand ebenda vom 1. bis 6. April 1891 unter dem Vorsitz des gelehrten Bischofs Freppel von Angers, ehemaligen Professors an der Sorbonne, statt. Der dritte versammelte sich in Brüssel vom 3. bis 8. September 1894 unter dem Vorsitze des Cardinals Goossens von Mecheln. Theologen und Laien, Bischöfe und Priester, Männer der verschiedensten Berufszweige, Juristen, Aerzte, Advokaten, besonders Lehrer an Hochschulen, Gymnasien, Seminarien und wissenschaftlichen Instituten nahmen persönlich Theil; andere hatten als Mitglieder ihre Beiträge oder Abhandlungen eingesandt. Hatten die Deutschen auf dem ersten Congreß in Paris (1888) ganz gefehlt, so waren auf dem zweiten Congresse von den 19 subscribirten Mitgliedern aus dem deutschen Reiche (abgesehen von Elsaß-Lothringen) erschienen: die Universitätsprofessoren Dr. Freiherr von Hertling, Dr. Grauert, Dr. Bach von München, Dr. Hüffer von Breslau, Dr. Kihn von Würzburg, Dr. Koschwitz von Greifswald. In Brüssel aber waren von den 150 Mitgliedern anwesend: Dompropst Dr. Scheuffgen-Trier, Dompropst und päpstl. Hausprälat Dr. W. Schneider-Paderborn, Reichstagsabgeordneter Dr. Porsch-Breslau, die Professoren Dr. Grauert-München, Dr. von Funk-Lüdingen, Dr. Kihn-Würzburg, Dr. Clemens Bäumler-Breslau, Pfarrer Dr. Wilhelm Bäumler-Murich. Außer den Generalversammlungen²⁾ fanden Sectionssitzungen statt, in denen ein großer Theil der Abhandlungen vorgetragen und im Ideenaustausch der Besprechung unterzogen wurde. Im Jahre 1894 gab es sieben, im Jahre 1894 acht Sectionen. In Freiburg hat das Organisationscomité zehn Sectionen gebildet:

1. Religionswissenschaft; 2. Philosophie; 3. Rechtswissenschaft, Nationalökonomie und Socialwissenschaft; 4. Geschichtswissenschaft; 5. Philologie; 6. Mathematik, Physik und Naturwissenschaft; 7. Biologie; 8. Medizin; 9. Anthropologie; 10. Christliche Kunst.

Zur Entgegennahme von Anmeldungen sind die Vorstehenden der Diöcesancomités bereit, die wir hiemit in alphabetischer Reihenfolge angeben: Prof. Dr. Schleich-Dillingen (für Augsburg), Prof. Dr. S. Weber-Bamberg, Prof. Dr. Bäumler-Breslau, Generalvikar Dr. Lüdtke-Pelplin (für Culm), Prälat Dompropst Dr. Bruner-Gießstädt, Prof. Dr. Dittrich-Braunsberg (für Ermeland), Se. Gnaden Dr. Knecht, Weihbischof-Freiburg i. Br.

²⁾ In Brüssel hatten sämmtliche belgische Staatsminister ihren Beitritt erklärt und erschienen auch bei den öffentlichen Versammlungen.

(Stellvertreter Prof. Dr. Keppeler), Domdechant Prof. Dr. Braun-Fulda, Prof. Dr. J. Ernst-Gildesheim, Se. Gnaden Dr. S. J. Schmitz, Weihbischof-Köln (Stellvertreter Kanonikus Dr. Hespers), Domcapitular Hilpisch-Limburg, Domcapitular Dr. Raich-Mainz, Chorherr und Regens D. Feunhomme-Mez, Reichsrath Prof. Freiherr Dr. von Hertling-München, Prof. Dr. J. Pohle-Münster, Prof. Dr. Middenborf-Osnabrück, Prälat Dompropst Dr. Schneider-Paderborn, Prof. Dr. Fell-Passau, Prof. Dr. A. Weber-Regensburg, Prof. Dr. Schütz-Trier, Prof. Dr. von Funk-Lüdingen (für Rottenburg a./N.), Dompropst Pfeiffer-Speyer, Regens Dr. Ott-Strasbourg, Prof. Dr. Kihn-Würzburg.

Da wohl sämmtliche Bischöfe Deutschlands ihren Beitritt zum Congreß in Freiburg erklärt und einige selbst das Ehrenpräsidium ihrer Diöcesancomités übernommen haben, läßt sich immerhin noch auf eine recht zahlreiche Theilnahme deutscher Katholiken am IV. Congreß rechnen.³⁾

Streifzüge durch die socialpolitische Literatur der Renaissance.

Von Frz. Jos. Strohmeyer, Benefiziat in Oberstdorf. (Fortsetzung.)

Aus derselben Veranlassung und in demselben Geiste wie die Franco-Gallia geschrieben, entstanden wahrscheinlich zwischen 1574 und 1576 die „Vindiciae contra tyrannos des angeblichen Stephanus Junius Brutus“. Nachdem bis in die neueste Zeit Hubert Languet als Verfasser dieser Schrift angesehen worden ist, hat Loffen²⁾ sehr wahrscheinlich gemacht, daß ein Philipp du Plessis-Mornay Verfasser ist.

Die Abhandlung setzt die Machtsphäre des Fürsten gegenüber der des Volkes durch Beantwortung von vier Fragen fest:

1. Frage: Sind die Unterthanen zum Gehorsam verpflichtet, wenn der Fürst Befehle gibt, die gegen das Gesetz Gottes verstoßen?³⁾

Die Frage wird auf Grund der hl. Schrift verneint und die Verneinung aber auch allgemein-staatsrechtlich begründet. Von Anfang an besteht ein Vertrag zwischen Gott einer- und König und Volk anderseits. Letztere haben Gott Treue versprochen, das Volk ist an diesen Eid gebunden, auch wenn ihn der König verläßt.

2. Frage: Soll man dem Fürsten Widerstand leisten, wenn er das göttliche Gesetz verläßt und die Kirche Gottes „verheert“ (ecclesiam Dei vastanti, S. 43 ff.)?

Der Verfasser bejaht die Frage, und begründet es biblisch und juristisch. — König und Volk haben Gott ihre Treue gemeinsam gelobt, sie sind also beide, eines für das andere, verbindlich als „correi promittendi“. Beide können sich daher auch gegenseitig verklagen.⁴⁾

Wer aber soll Widerstand leisten? Nicht die gesammte Volksmenge, zahllos an Häuptern und schwerfällig, sondern die magistratus d. h. die vom Volke oder auf andere Weise eingesetzten öffentlichen Beamten, und die comitia d. h. die Ständeversammlungen (S. 63).

¹⁾ Die katholischen Zeitungen werden um Aufnahme des vorstehenden Artikels gebeten.

²⁾ Max Loffen in den Sitzungsberichten der königl. bayern. Akademie der Wissenschaften zu München 1887. I. Bd. S. 215 ff.

³⁾ Ausgabe von 1680 S. 1 ff.

⁴⁾ cf. Treißschle, Hubert Languet's Vindiciae contra tyrannos, Leipzig 1846, S. 62.

Erst wenn diese Führer dem Volke das Zeichen zum Aufstand geben, müssen die Einzelnen folgen. Ohne dieses Zeichen ist ihnen nur passiver Widerstand erlaubt.

3. Frage: Darf man und wie weit darf man dem Fürsten Widerstand leisten, wenn er den Staat bedrückt oder zu Grunde richtet? (S. 102 ff.)

Die Erörterung dieser Frage bildet den umfangreichsten und bedeutendsten Theil des Werkes. Und am Schluß faßt er die Resultate seiner Ausführungen zusammen: „In summa, ut hunc tandem tractatum concludamus, principes eliguntur a Deo, constituuntur a populo. Ut singuli principe inferiores sunt, ita universi, et qui universos repraesentant, regni officarii, principe superiores sunt. In constituendo principe intervenit foedus inter ipsum et populum, tacitum, expressum, naturale vel etiam civile, ut bene imperanti bene pareatur, ut reipublicae inserviant omnes inservant, ut legibus obtemperant omnes obsequantur; et cetera . . .“ S. 293 ff.

4. Frage: Soll ein christlicher Fürst fremden christlichen Unterthanen in Sachen der Religion bestreben?

Auch diese Frage wird bejaht und also motivirt: „haec ecclesia ut unica est, ita etiam singulis Principibus christianis in universum et in solidum commendata atque commissa est“ (S. 301).

Wichtig ist dieses Buch trotz seiner geringen praktischen Wirkung in der Geschichte der politischen Theorien des 16. Jahrhunderts wegen der ausgesprochen gegenfälligen Stellung zur Doctrin Machiavelli's.

Bemerkenswerth ist auch hier wieder die Begründung des Königthums auf einen ursprünglichen Vertrag, der aus natürlichen Bedürfnissen des Volkes (Schutz nach außen und Ordnung im Innern) entsprungen sei und zu dem das Volk selbst die Bedingungen diktiert hat, und die Proclamation der Volkssouveränitätstheorie, wie sie in der Ueberwachung der höchsten Gewalt durch die Volksvertreter (Adel, Parlament und Municipalbeamte) zum Ausdruck kommt.

Nun müssen wir noch die dritte Streitschrift erwähnen. Es ist die radikalste von allen, und wie sie damals schon tendenziös ausgebeutet wurde, so ist sie auch heute noch ein Arsenal, aus dem die radicalen Parteien Frankreichs ihre Waffen holen.³⁴⁾ Ich meine den „Discours sur la servitude volontaire“ oder den „Contre-un“ des Etienne de la Boétie (1530—63). Dieses Buch ist wahrscheinlich schon 1546 oder 1548 abgefaßt worden, aber wirksam wurde es erst, als die Hugonotten in ihren religiös-politischen Kämpfen es verwerteten und 1578 in einer Sammlung von Pamphleten³⁵⁾ veröffentlicht haben.

Zum Verständniß dieses Buches muß man wissen, daß de la Boétie sich mit klassischen Studien viel beschäftigt, sogar einzelne Werke des Aristoteles, Xenophon und Plutarch übersezt und sich mit der italienischen Literatur bekannt gemacht und in den republikanischen Verfassungen der italienischen Städte (Venedig's) sein politisches Ideal gesehen hat. Aus diesen Eindrücken und Ueberzeugungen heraus hat er mit großem Aufwand von Rhetorik sein Werk geschrieben.

Seine Deduktionen sind folgende: Alle Menschen sind gleich, keiner des andern Herr. Die Freiheit ist darum das höchste Gut, und ihr Verlust zieht alle Uebel nach sich. Wenn die Menschen sich Einem unterworfen

haben, so geschah das theils aus Gewohnheit, theils aus Freigiebigkeit, und sie sind selbst schuld an der zu erduldenen Tyrannei. Der Tyrann sezt seinen Willen an die Stelle der Vernunft (*faisant son estat de compter sa volonté pour raison.*³⁶⁾ Zum Schluß hören wir die Aufforderung zur Verweigerung des Gehorsams.

Man wollte de la Boétie schon als gemäßigten Royalisten erscheinen lassen. Jedenfalls hat er sein Werk nicht in dem Sinne geschrieben, in dem es später von den Hugonotten aufgefaßt wurde. Und Montaigne, sein treuer, geistreicher Freund, hat es bedauert, dieses Buch veröffentlicht und nicht in seine „Essais“ aufgenommen zu haben, als er diese tendenziöse Ausbeutung sah.

Wir treten in die Zeit ein, in der Frankreich der Schauplatz heilloser Wirren ward. Heinrich III. sezt das verächtliche Schaukeln zwischen den Parteien der Katholiken und Hugonotten fort und bringt sein Land durch seine Sittenlosigkeit, Perfödie und Verschwendung an den äußersten Rand des Untergangs. Und da ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade damals ein Buch an die Oeffentlichkeit kam, das der Souveränität des Volkes die Souveränität des Fürsten gegenüberstellt und so den wiedererwachenden Geist des absoluten Regiments ankündigt. Es ist Bodin's Buch vom Staate, das einzige staatsrechtliche Werk des 16. Jahrhunderts, das um so dauernderen Ruhm erlangt hat, als es keinerlei Parteistandpunkt vertritt.³⁷⁾

Als Grundlage seiner staatsrechtlichen Untersuchungen dient Bodin die Familie. In ihr sieht er die Elemente des Staates. Darum seine Definition vom Staat: *respublica est familiarum rerumque inter ipsas communium summa potestate ac ratione moderata multitudo* (I, 1, S. 1). Dieselbe Stellung, die der paterfamilias in der Familie, nimmt der Inhaber der höchsten Gewalt im Staate ein. Diese ist aber eine unumschränkte oder souveräne. Nun schreitet er zur Definition des Souveränitätsbegriffes. Bodin war nämlich der erste, welcher die Idee der Souveränität zu definiren suchte und einer einläßlichen Untersuchung unterwarf.³⁸⁾

Bodin gibt drei charakteristische Merkmale der Souveränität an. Sie ist die höchste (summa), vom Gesetz unabhängige (*legibus soluta*) und seiner zeitlichen Beschränkung unterworfenene Gewalt (*nec tempore definita potestas*) (I, 8, S. 123 u. 125). Eine solche Macht kann aber nur in der Hand Eines ruhen, der keine höhere irdische Gewalt über sich erkennt und auch neben sich keinen Mitregenten duldet.

So kommt er auf die Monarchie zu sprechen (Lib. II, cap. 2). Nach ihm gibt es drei Arten der Monarchie, die königliche oder legitime, die feudale und die Tyrannenherrschaft (II, 2, S. 305).

Die älteste ist die feudale Monarchie; sie ist zugleich die älteste Staatsform überhaupt; denn am Anfang aller Dinge, als zuerst die Gesellschaft sich bildete (*coalescere coepit*), war alle Herrschaft in der Hand eines Einzigen. Es irrt Aristoteles, sagt Bodin, wenn er sagt, daß die Könige ursprünglich durch freie Volkswahl eingesetzt worden seien (II, 2, S. 306). Die meisten Herrscher jener Zeit verdanken ihre Herrschaft dem Krieg.

³⁶⁾ cf. Juvenal: *hoc volo, sic jubeo: sit pro ratione voluntas* (Satire 6, 223).

³⁷⁾ Jean Bodin 1530—1596. Sein Buch: *de republica libri sex* erschien 1578, in's Lateinische übersezt 1586.

³⁸⁾ Müntzschli, Geschichte d. neueren Staatswissensch. 1881, S. 32.

³⁴⁾ Godefroy, hist. de la litt. franç. S. 27.

³⁵⁾ Mémoires de l'Etat de France sous Charles IX.

Wir müssen betonen, daß bei Bodin sich nichts findet von jenem Staatsvertrag, der bei den hugenottischen Politikern die Grundlage der Beweisführung von der Souveränität des Volkes war. Wenn einmal von ihm gesprochen wird, so geschieht es in einem ganz anderen Sinne: das Volk hat dann durch Uebertragung aller Gewalt auf Einen für immer auf die Mitwirkung an der Lenkung des Staats verzichtet.

Bodin's Ideal ist aber nicht diese ursprüngliche Art der Monarchie, sondern die Monarchie, an deren Spitze ein unumschränkter König steht.

Diese Unumschränktheit versteht er indes nicht im Sinne von Tyrannenherrschaft. Der König steht zwar über dem sogenannten positiven Gesetz, aber nicht über den natürlichen und göttlichen Gesetzen (II, 2, S. 305, II, 3, S. 312 und III, 2). Außerdem ist seine Gewalt beschränkt durch die Staatsgrundgesetze, z. B. das Salische Gesetz (I, 8, S. 139), ebenso durch die Staatsverträge, die er mit anderen Souveränen und mit seinem Volke abschließt (I, 8, S. 135 f.). Die Verträge seiner Vorgänger bedürfen der Ratifikation der Stände, wenn er an sie gebunden sein soll. Auch über das Eigenthum der Einzelnen hat der legitime Monarch keine Gewalt (I, 8, S. 163), und ebensowenig ist er berechtigt, ohne Einwilligung der Unterthanen das Eigenthum zu beschnüren.³⁹⁾

In diesen letzten Erörterungen liegen übrigens so starke Widersprüche zu dem, was vorher von den Befugnissen der Stände gesagt ist, daß Bodin's ganzes System der Einheitlichkeit entbehrt. Nachdem er I, 8, S. 140⁴⁰⁾ den Ständen jede Macht abspricht, vindicirt er ihnen wenige Seiten später das Recht der Steuerbewilligung. Man hat versucht, diese und andere Widersprüche aus des Verfassers früherem politischen Leben und den Zeitverhältnissen zu erklären.⁴¹⁾ Noch auf der Ständeversammlung von Blois (1576) stellt er sich auf die Seite des dritten Standes, und später im Tumult des Bürgerkriegs wird er Vertheidiger der absoluten Gewalt und schreibt sein Werk im direkten Gegensatz zu den Publizisten, die die Volkserhebung zu rechtfertigen suchten.

Trotz mehrerer Inconsequenzen erscheint das besprochene Buch als das bedeutendste staatsrechtliche Werk des 16. Jahrhunderts. Ranke⁴²⁾ nennt es das „fleißigste, durchdachteste und am meisten anerkannte Werk, welches das Jahrhundert über diesen Gegenstand überhaupt hervorgebracht hat“.

(Schluß folgt.)

Die Tagebücher Platens.

Die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von Platen erweckte eine Menge von Festartikeln in Zeitungen und Zeitschriften: die meisten derselben gaben sich den Anschein, als ob Platen im deutschen Volke unvergessen sei — eine fromme Lüge. Der Lyriker Platen ist verschollen; einige Balladen fristen in Schulbüchern und Anthologien ein kümmerliches Dasein, und von den dramatischen Arbeiten des gräßlichen Dichters erhielten sich nur die literarischen Komödien in der Würdigung der zünftigen Literaturhistoriker. . . Das Säcularfest ist

³⁹⁾ Man beachte hier die Anklänge an die Magna Charta Libertatis in England von 1215.

⁴⁰⁾ „neque enim ulla ratio probabilis adduci potest, cur subditi principibus imperent aut popularibus comitiis ulla potestas tribui debeat.“

⁴¹⁾ Weill, ebdj. S. 168 ff.

⁴²⁾ Ranke, ebdj. I. Bd. S. 380.

verrauscht; Platen verschwindet wieder in der Versenkung. — Von all den Festschriften wird indes ein Buch sicherlich dauernden Werth behalten: „Die Tagebücher des Grafen M. v. Platen, aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und E. von Scheffler. 1. Band. Cotta 1896.“

Schon als 16jähriger Page begann Platen ein Tagebuch zu führen, das er bis zu seinem Ende fortsetzte. Als er 1834 nach Italien auf Nimmertwiederkehr abreiste, übergab er die 17 starken Manuskriptbände seiner Lebensaufzeichnungen dem befreundeten Arzte Pfeufer. Nach Platens Tode händigte Pfeufer im Einverständnis mit der Gräfin Platen die Schatulle mit den Tagebüchern dem Jugendfreund des Dichters, Graf Fugger, zu der beabsichtigten Biographie Platens ein. Aber mitten in der Arbeit starb Fugger. Die Manuskripte kehren in Pfeufers Hände zurück: erst nach 20 Jahren (1860) gab Pfeufer „Platens Tagebuch 1796—1825“ heraus, eine Arbeit, die Scheffler mit Recht „die grausamste Verfälschung des Originaltextes“ nennt. Mit diesen beschnittenen Lebensaufzeichnungen war der Dessenlichkeit nichts gebietet: Platens Beurtheilung ward eine noch schiefere als zuvor. „Nur durch . . . den letzten Grad von Aufrichtigkeit kann eine Selbstbiographie interessant werden“, erklärt Platen selbst: durch die unverfälschte Herausgabe der Tagebücher haben Laubmann und Scheffler dem Dichter und der Literaturgeschichte den größten Dienst erwiesen.

„Wenn je etwas Ersprießliches aus meiner Feder floß, oder fließen wird, so sind's diese Diarien,“ gesteht Platen zu, „die immer einen gewissen Werth behalten, wenn sie auch von dem unbedeutendsten Menschen handeln, da sie aufrichtig sind und seine allmähliche Entwicklung deutlich entfalten. Vielleicht ist keines Menschen Leben ganz uninteressant. . . Ein Leben voll Thorheiten, wie das meine, ist überdies lehrreicher als jedes andere.“ — Daß Platen selbst hohen Werth auf diese Diarien legt, ersieht man schon daraus, daß er sie von Grund aus im August 1816 einer Revision unterzog. „Mit allen früheren Heften habe ich eine Reform beschloffen. Ich werde sie ganz umbilden, ihnen mehr die Form einer fortlaufenden Erzählung, als eines Diariums geben, und sonach besonders viel von dem wegschneiden, was späterhin ohne Folgen geblieben ist. Das Ganze wird in ungefähr 9—10 Bänden abgetheilt, und ich füge im 1. und 2. Buch noch etwas von meinen Kinderjahren und denen, die ich im Kadettencorps und als Page verlebte, hinzu, so daß das Ganze zu einer vollständigen Biographie wird.“

Durch den häßlichen Angriff Heine's in den „Büchern von Lucca“ hatte die scandalfrohe Welt ein männliches Gegenstück zur mascula Sappho erhalten: Platen war schon während seiner Universitätszeit in Würzburg 1819 ein derartiger Vorwurf entgegengescheubert worden: der Beleidigte legte zu seiner Rechtfertigung nur sein Tagebuch vor — auch heute zerstreut dasselbe alle Anschuldigungen. Zwar sind uns die häufigen Freundschaftsergüsse nicht selten widerlich, komisch: vergessen wir aber nicht jene Zeiten und die schwärmerische Anlage des jungen Platen zu verüchtigen. Wer niemals vor der Weibesliebe exaltirte Freundschaften gepflogt, der werfe den ersten Stein auf ihn. Der Dichter sucht selbst nach einer Erklärung seiner verkehrten Neigung. „Mein Herz fing an, das Bedürfnis inniger Mitgeföhle zu empfinden. Ich wollte Liebe . . . Weiber sah ich

keine, als jene affectirte Klasse, die nach Hof kam. Sie konnten mich nicht anziehen. So mag es gekommen sein, daß meine erste wärmere Neigung einem Manne galt.“ Bei der Besprechung des Brandes'schen Buches „Ueber die Weiber“ sagt er offen: „Ich kann es mir nicht zum Vorwurf rechnen, das Ideal eines Menschen immer in meinem eigenen Geschlechte gesucht zu haben; und ich halte diese Neigung um so reiner, je mehr ich einsehe, wie wenig es die der Männer zu den Frauen ist, und wie sie am Ende doch nur auf Befriedigung der Sinne hinausläuft.“ „Niemals und auf keine Weise hat mir Federigo gemeinsinnliche Triebe erweckt. Aber wenn es bei anderen soweit mit mir kommen sollte! O dann verschlinge mich eher der Abgrund!“ . . . Im Gegentheil, Platen fühlt sich im Kreise der zügellosen Kameraden angeekelt. „Was die Zufriedenheit, die ich in mir fühle, zuweilen vergällt, ist die zügellose Unsittlichkeit, die ich um mich her sehe. Ich war, mit dem Dichter zu reden, in strenger Pflicht aufgewachsen, unbekannt mit der Welt, und glaube nun ein zweites Somorra zu finden. Alle Laster der Unzucht werden bei unserm Stande rühmend zur Schau getragen.“ Mit Perglas, seinem Jugendfreunde, bricht er den Verkehr ab, weil derselbe sinnlichen Genüssen fröhnt. Platen hatte sich mitten im Kriege ein gottesfürchtiges Gemüth bewahrt: „Ich . . . schwöre Gott Bestrebung nach Heiligung und Tugend, eifriges Bestreben der Annäherung an ihn, Fleiß und Bernfistrenue, Wahrheitsliebe und strenge Sitten, möge er, der himmlische Vater, mir reinen Glauben verleihen und seine Gnade!“ —

Einem zweiten Fehler, maßlose Dichter-Eitelkeit, verband man bisher schon mit dem bloßen Namen Platen. Die Tagebücher lehren uns das Gegentheil. „Wenn ich gewiß wüßte, daß ich keineswegs zum Dichter geboren ward, würde ich sogleich alle meine Versuche ins Feuer werfen, und weiß ich das nicht fast gewiß? Meine Gedichte gefallen mir selbst nicht, und das ist alles gesagt.“ . . . „Vielleicht könnte noch etwas aus mir werden, wenn ich mir nicht vorgesezt hätte, ein Dichter zu werden. Aber dazu werde ich es nie bringen.“ . . . „Tout ce que j'écris, ne sont que des rimes, des imitations, des fatuités amoureuses sans valeur ni esprit. Très rarement j'y remarque une pensée poétique, comme une étoile de faible lueur, qui perce les nues.“ „Ich fürchte, daß ich weder Verstand, noch Geist, noch Talent, noch überhaupt irgend etwas besitze, das über die gemeinsten Menschen erhebt.“ „Der Entschluß, nichts mehr zu schreiben, und besonders keine Verse mehr, wird immer fester in mir. Ich gewinne dadurch Zeit und Zufriedenheit. Ein großer Dichter würde ich ja doch nicht geworden sein, und ein mittelmäßiger zu werden, wer wollte diesen Ruhm haben?“ Ist das noch der Dichter jener stolzen Grabschrift??

Platen ist überhaupt nicht gegen seine Fehler und Schwächen blind: treue Selbsterkenntniß schützt ihn davor. „Ich bin stolz, empfindlich, launisch, ich, der ich mich in aller Menschen Stolz, Launen, Empfindungen schmiegen sollte, um nur gelitten zu werden.“ „Es widerstrebt meiner Natur, ich bin nicht für die Gesellschaft geschaffen. Wo andere sich unterhalten, verzehrt mich eine Langeseweile. . . . Was soll aus mir werden, da ich alle Leute vor den Kopf stoße?“ . . . „Vielleicht hält mancher meine Verschlossenheit, meine Neigung zur Einsamkeit für Egoismus. . . . Sehnsucht nach Liebe erfüllt mein Innerstes. . . .“ Platens unglückliches Naturell ließ ihn auch nicht Freunde

erwerben. In der Regel hielt ihn schon vor der ersten Annäherung der Gedanke zurück, dem Freunde „nichts sein zu können“ „und endlich ein gewisser Eigensinn, der mir seit meiner Jugend . . . unzertrennlich anhängt und der allem entgegenstrebt, was meinem Herzen angenehm ist, um sich gleichsam das Recht zu erkaufen, mißmüthig zu sein und zu klagen“. Oft auch befriedigte der eine oder andere nicht seine hochgespannten Ansprüche. „Ich begegnete ihm . . . sehr kalt und launisch, weil er einige leichte Dinge sagte und mir manches nicht an ihm gefiel“. . . . Eigenthümlich zeigte er sich auch im Umgang mit Frauen. „Mit Frauen bin ich nur dann gesprächig, wenn ich der einzige Mann unter ihnen bin, vorausgesetzt, daß sie mir nicht ganz fremd sind.“ Die gelehrten Weiber waren ihm ein Greuel. „Ich für meinen Theil kann nun einmal den gelehrten Weibern nichts abgewinnen, obgleich sie gewöhnlich ihre Gelehrsamkeit in ein angenehmeres Gewand als die Männer zu hüllen wissen, und manche Anlagen sich bei ihnen besser ausbilden als bei uns. Es gibt viele Frauen von ausgedehnten Kenntnissen, aber gewiß äußerst wenige von tiefen. Die schöne Weiblichkeit geht bei ihnen verloren, sie sind alle gewissermaßen Halb-männer.“ Im übrigen war er kein Geseind: „Ich schäke die Weiber, ich würde mich je eher, je lieber verheirathen, wenn es mir nur vergönnt wäre.“ . . .

Zudeß der Hauptgrund seiner trüben Stimmung lag in dem verfehlten Berufe. Keineswegs wirkliche Neigung zum Soldatenstand, sondern rein äußerliche Gründe bestimmten ihn zur militärischen Laufbahn. „Die viele Mühe, die Hoffnung, die Welt zu sehen, der Aufenthalt in der Hauptstadt, die mir außer vielen Vortheilen auch noch den einer großen Bibliothek darbietet, alles dies sind Dinge, die meine Neigung bestimmen, Offizier zu werden. Hierzu kommen noch die schlechten Ausichten beim Civilstande, das mir verhaßte Leben auf Universtitäten . . ., die Furcht vor Provinzstädten und manches andere.“ Aber schon die militärische Erziehung im Kadettenhaus war ihm verhaßt. „Es war uns, wie den Soldaten, Erlaubniß erteilt, uns über ein Unrecht zu beklagen, aber erst, wenn wir dafür gebüßt hatten. Man wollte uns zeigen, daß die Gewalt herrsche, nicht die Vernunft.“ Mit der Zeit wurden ihm „die Paraden, die Wachen, der steife Dienst, die steifen Worte, die steife Kleidung“ zu einer unerträglichsten Last: „Die Eigenheit und Individualität wird ohnehin beim Soldatenstande ersüßt, und daher kommt es, daß man auf so viele gewöhnliche und geistesarme Menschen stößt. Sehr oft findet man auch in unserm Stande Leute, die mit imponirenden äußerlichen Eigenschaften ein gemüthloses Wesen und Mangel an tieferer Bildung vereinigen.“ Ueberdies fehlte ihm jeder militärische Geist, wie ihm sein Oberst öfters ins Gesicht schleuderte. So war ihm das Duell „ein rohes Spiel“, „als wenn angegriffene Ehre durch Pistolen wieder hergestellt werden könnte“.

Der demokratische Zug damaliger Zeit hatte auch Platen stark ergriffen. „Wohl uns, daß wenigstens unser Jahrhundert mit dem Haß tyrannischer Willkür mehr als eines bezeichnet ist. . . . Die Besseren, die Aufgeklärten im Volke, diese sollten sich zu Schutz und Trutz verbinden. . . . Verschwörung ist das Wort, das uns helfen kann.“ Er haßt Bonaparte als „einen Verräther, einen Verbrecher, einen Eibbrüchigen, einen Feind der Völker“, „den Tyrannen Europas, den Unterbrücker der deutschen Nation“. Anderntheils liebt er die Fürsten überhaupt nicht. Die Ernennung des Kronprinzen Ludwig (I.) zum

Oberst ist ihm „eine lächerliche Ceremonie“. „Ein Kind, das man zum Obersten macht! Als wenn ein Kind jemals ein Oberst sein könnte! Das ist einer jener unsinnigen Streiche, deren sich die Fürsten so viele zu Schulden kommen lassen! Man könnte ja diesen Kindern andere Titel geben, die dem Staat nicht angehören!...“ Als einziges Mittel, der Gährung, die nach Napoleons Sturz die Völker beherrscht, „eine wohlthätige und vortheilhafte Richtung zu geben“, dünkt ihm „eine repräsentative Verfassung“. Mit berebten Worten tritt er für diese Zügelung der monarchischen Willkür ein. Ungern nimmt er Abschied vom Lande seines Ideals, der Schweiz, mit folgenden (bisher ungedruckten) Versen:

„Noch bin ich hier im Schoß des freien Volks;
Doch schon erblickt' ich an den fernen Ufern
Die Länder, wo das Königszepter herrscht,
Wo alle sich des Einen Willen fügen
Und alles Glück liegt in dem Worte Gunst.
Hier ist kein Vornehm, kein Gering, hier sieht
Dem Bürger sich der Bürger gegenüber;
Auch keiner steht so hoch, daß er auf andre
Mit stolzem Blick hinunterschauen kann.
Und wenn die Kraft gegeben ward von Gott,
Dem ist kein Weg verschlossen, sie zu zeigen,
Und jeder sucht die Stelle, die ihm ziemt.
Freimüthig darf die Zunge sich bewegen,
Nicht bei der Klugheit fragt sie sorglich an,
Wenn sie die Schätze der Gesinnung öffnet.
Hier spendet niemand Gnaden aus als Gott,
Und ewig dauert nur die Herrschaft Gottes...“

Bewegt ruft er beim Anblick der Tellskapelle zu Bürgern aus: „Wo sind deine Tellkirchen, o Deutschland, wo sind deine Denkmale? ... Wo ist der Mann, denn du den Urheber des freien Standes nennen könntest?“

Es leuchtet ein, daß dieser Zwiespalt zwischen freisinniger Ueberzeugung und Drang nach Selbstständigkeit mit all der Rauheit, Entönigkeit und Unterordnung eines Militär in Platens Seele heftige Stürme erregen mußte. „Es koste, was es wolle; ich muß mein Schicksal ändern.“ ... „Ewig kann ich nicht in dieser Carriere bleiben. Soviel ist beschlossen,“ ruft er verzweifelt aus. Die abenteuerlichsten Pläne tauchten in ihm auf. „Ein Gedanke, der mich seit mehreren Tagen stark beschäftigt, ist die Sehnsucht nach — Amerika. ... Ich habe nichts mehr in meinem Vaterlande zu erwarten, und mein Stand, den ich nicht abschütteln kann, widersteht mir. ... Ich möchte so gerne mein Glück mir selbst bauen. ... Ich muß meine jetzigen Verhältnisse bis auf den Namen abschwören, wenn ich frei sein soll“ ... Damit im Zusammenhang steht ein weiterer Plan. „Oft schon kam mir der Gedanke, ... an einen fremden Ort zu gehen, eines von den edleren Handwerken zu erlernen und so mein Leben stille hinzubringen und in Stille zu beschließen. ... Sollte ich nicht Geschicklichkeit genug haben, ein Handwerk vollkommen zu erlernen? Und hab' ich das, dann bin ich einig mit mir selbst.“ ... Zu einer recht trübten Stunde überfielen ihn sogar Selbstmordgedanken. „Nur ein Mittel ist noch übrig, mich aus diesem Drang zu führen, ... — der Tod. Der Tod, sag' ich, sollte heißen, der Selbstmord. Noch schandert mir vor diesem Gedanken, der sich heute zuerst in mir gebildet. ... Mag der Selbstmord die feigste Handlung auf Erden sein, ich gebe meinen guten Ruf verloren unter den Menschen; was liegt mir daran, wenn ich nicht mehr bin?“ ... Aus all dem Drang befreite ihn endlich der einzig richtige Entschluß, zu dem ihn seine fortgesetzten Studien in Sprachen und Literatur, seine ausgebreiteten

Entwürfe, sein angeborener Hang zum Lernen führen mußte, nämlich die Universität zu besuchen. — Mit diesem bedeutungsvollen Abschnitt in des Dichters Leben endet der 1. Band der Tagebücher, in denen der Historiker, Pädagog, Psychologe noch genug des Interessanten finden kann.

München.

Dr. Ed. Stemplinger.

Evers, Einige Kapitel aus dem Leben Philipp Melancthon's. *)

A. H. Auf katholischer Seite sind zu der vierten Säcularfeier des Geburtstages von Philipp Melancthon nur einzelne Schriften erschienen, welche naturgemäß mehr eine defensive Stellung einnehmen. Auch Georg Evers, der bekannte Lutherbiograph, hat einen kleinen Beitrag geliefert, der sich mit der Aufgabe befaßt, Melancthon als Schulmann und Theologen zu zeichnen. Evers versteht die schwachen Seiten des wetterwendischen Humanisten nicht, aber er bemüht sich, die Ehrlichkeit und Redlichkeit des offiziellen Verfechters des Protestantismus, mehr als historisch zulässig erscheint, zu vertheidigen. (Vergl. S. 60.) Doch weniger dieser Umstand als einzelne Raisonnements des Verfassers gegen das Papstthum drücken uns die Feder in die Hand. So sagt Evers S. 52: „Wenn Melancthon in Clemens VII. „einen Antichrist“ erblickt, so läßt sich das entschuldigen (!?); damit ist nicht gesagt, daß er mit Luther die Institution des Papstthums als die des Antichrists angesehen hätte.“ Diese Entschuldigung wird jedoch hinfällig durch den richtigen Satz S. 77: „Mochten die derzeitigen Päpste so schlecht und verweltlicht sein, wie sie wollten, das Papstthum war die geordnete kirchliche Obrigkeit.“

Hinsichtlich des Papstes Clemens VII. (1523 bis 1534) **) äußert sich Evers S. 52 weiterhin: „Was aber Clemens VII. betrifft, so wollte derselbe so wenig als Leo X. eine Reformation der Kirche; sein einziges Bestreben war seine irdische Machtstellung und das Interesse des Hauses Medici. Ich muß bei dem bleiben, was ich hierüber in meinem Luther (6, 106) gefühert habe. Will man gerecht und der Wahrheit gemäß urtheilen, so vermesse man nicht, daß in Rom alles künstlich war.“ Aber wenn Leo X. eine Reform der Kirche nicht gewollt hat, warum hat er denn sofort nach seiner Thronbesteigung das V. Lateranconcil seines Vorgängers im April 1513 fortgesetzt? Oder war ihm die Reformbulle Supernae dispositionis arbitrio nur eitles Blendwerk für einige fromme Seelen? Gesele sagt über die Wirkungen des V. Lateranconcils: „Ueberhaupt konnte das Concil eben nur Geseze geben, und es gab deren viele, sehr heilsame; auf seinen Bestimmungen über das Predigtamt und über das Verhältniß der Regularen zu den Bischöfen hat nachher das Concil von Trient weitergebaut; es fehlte aber überhaupt nicht an guten Kirchengesezen, es fehlte an ihrer Beobachtung und am Vollzug. Die Dekrete unserer Synode stärkten die päpstliche Gewalt und hatten in vielen, zumal in den südlichen Ländern ihre heilsame Wirkung. Freilich vermochten sie die vorhandene revolutionäre Strömung nicht zu beseitigen, die ihre Früchte noch zeitigen sollte. Eine gewaltige Erschütterung mußte die Gemüther erst für eine sittliche Reform reifen machen.“ (Conciliengesch. 8, 733.)

*) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1897. 86 S.

**) Ueber die Politik dieses Papstes s. Gheses im Hist. Jahrb. der Görresgesellschaft 1885 u. 1886.

Seite 65 findet sich folgende Ausführung: „Luther hat allerdings bezeugt, daß er den „Vorbehalt des Evangelii“ zur Täuschung der Katholiken gebrauchte. Er wollte Gleiches mit Gleichem vergelten, denn er sah auf katholischer Seite nichts als Täuscherei. Der Politik eines Clemens VII. und Paul III. wird auch wohl nur jene Art von Geschichtsdarstellung Ehrlichkeit und Treue zuzusprechen, die um jeden Preis alles, was von den Päpsten geschehen ist, verteidigen zu müssen glaubt oder zu vertuschen, wegen der bekannten Empfindlichkeit gewisser Kreise. Wenn also die Protestirenden den Päpstlichen Unehrllichkeit vorwarfen, so hatten sie, was die Politik der Mediceer und Farnese betrifft, theilweise recht.“

Welch ein Widerspruch! Zuerst wird die Politik eines Clemens VII. und Paul III. der Unehrllichkeit fannt und sonders bezichtigt, im Nachsatz sodann wird nur eine theilweise Unehrllichkeit behauptet! Das ganze Schauffement über die beschönigende Darstellung der Papstgeschichte im Hinblick auf die Empfindlichkeit gewisser Kreise erscheint uns dunkel und gewaltsam herbeigezogen. Denn gerade Jaussen, der einflussreichste Historiker der Jetztzeit, hat die verhängnißvolle Politik Clemens' VII. gebührend gezeichnet (Gesch. des deutschen Volkes III, 7, 12. Aufl.; An meine Kritiker S. 19; Ein zweites Wort S. 8); auch Hergenröther kam es nicht in den Sinn, den Nepotismus des Papstes Paul III. und überhaupt alle seine Schritte zu rechtfertigen (Kath. Kirche u. Christl. Staat, abgekürzte Ausgabe S. 294); aber wenn selbst Leo X., Clemens VII. und Paul III. auf der Höhe eines Alexander III. oder eines Innocenz III. gestanden wären, hätte die kirchlich-socialen Empörung des 16. Jahrhunderts unterdrückt oder wenigstens in friedliche Bahnen eingelenkt werden können? Wir glauben nicht. Oder war vielleicht Papst Pius IX. schuld an der Unbotmäßigkeit der sogen. Ultrakatholiken nach dem 18. Juli 1870? Auch ohne das Concil wäre der Krankheitsstoff des liberalen Katholicismus vom Leibe der Kirche ausgeschieden worden. Solche Heilungsprozesse sind jedoch immer mit tiefgehenden Krisen verbunden.

Welche Freiheit des Urtheils und der Darstellung, wenn die geschichtliche Wahrheit es erheischt, gerade katholischen Historikern ermöglicht ist, dafür liefert Pastors monumentales Werk über die Geschichte der Päpste seit Ausgang des Mittelalters den schlagendsten Beweis. Welcher protestantische Forscher hat je so vorurtheilsfrei über Luther sich ausgesprochen, wie der Katholik Pastor über Alexander VI.?

Leo XIII., unter dessen Augen der große Schüler Jaussens gearbeitet hat, war weit entfernt, seinen Quellenstudien in den vatikanischen Archiven Einhalt zu gebieten. Wenn manchemal kleinliche Geister glauben, der Kirche einen Dienst zu erweisen durch Verschleierung geschichtlicher Vorkommnisse im Leben der Päpste, der Bischöfe, der Priester, so zeigt ein solches Vorgehen wenig dogmatisches Verständniß für das Wesen der Kirche. Denn gerade der Fortbestand derselben bei allen menschlichen Fehlern und Gebrechen in Haupt und Gliedern seit 18 Jahrhunderten ist für den denkenden Historiker der offenkundigste Beweis, daß die kath. Kirche nicht das Werk der Politik oder pfäffischer Versämlichkeit sei, sondern Gottes Werk.

Wenn sich jedoch Evers S. 67 auf Jaussen beruft, um die feindselige Stellung des Papstes Paul III. gegen den Kaiser Karl V. und die Hinneigung des päpstlichen Stuhles zu den Protestanten zu erweisen, so hat er einen

entscheidenden Zwischenatz des Frankfurter Historikers übersehen. Wenigstens nach der mir vorliegenden 12. Aufl. Bd. III, S. 613 (bei Evers ist citirt III, 600, 601) lautet die fragliche Stelle folgendermaßen: „Der Papst war viel zu sehr auf die Erhöhung seiner Familie bedacht; seine Unzufriedenheit über die Dinge in Italien und die Führung des Krieges in Deutschland (1547) wurde so groß, daß er, wenn man den Berichten des französischen Gesandten Du Mortier trauen darf, über den Widerstand sich freute, den der Kaiser von Seite der Protestirenden fand, selbst sogar für eine Unterfückung der letzteren sich aussprach.“

Aber hätte Paul III. gar kein Verständniß für die Nothwendigkeit der kirchlichen Reform besessen, so hätte er wohl leichtin Gründe finden können, die Eröffnung des Concils zu Trient im Dezember 1545 zu vertagen. — Dogmatisch unzulässig erscheint S. 68 die Auslassung, daß die Lehre von der Wandlung im Abendmahle verhältnißmäßig jungen Datums sei, während bei den Alexandrinern sich der zwinglischen Lehre ähnliche Auffassungen finden. Denn das Concil von Trient spricht in klaren und unzweideutigen Worten die Ueberzeugung aller Jahrhunderte aus, daß Christus selbst dieses erhabene Geheimniß seiner wirklichen Gegenwart in den Gestalten von Brod und Wein beim letzten Abendmahle eingesetzt habe, als er seinen Aposteln seinen eigenen Leib und sein kostbares Blut darreichte. Mag auch der Name Transsubstantiation sich in den inspirierten Büchern nicht vorfinden, die Sache selbst ist in den Einsetzungsworten klar gegeben (Sess. XIII, cap. 1, 4 can. 1, 4).

Recensionen und Notizen.

Ausgewählte pädagogische Schriften des Desiderius Erasmus. Herausgegeben von Dr. D. Reichling. Johannes Ludovikus Vives, pädagogische Schriften. Herausgegeben von Dr. Fr. Kayser. Freiburg, Herder 1896. XXXVI, 436. (Bibliothek der katholischen Pädagogik. VIII.) 5 M.; gebd. 6 M. 80 Pfg.

Dieser inhaltreiche VIII. Band der Bibliothek für katholische Pädagogik bringt das Lebensbild und die bedeutendsten pädagogischen Schriften der zwei hervorragendsten Geister und Bahnbrecher im Zeitalter des Humanismus: Erasmus und Vives. Gleich von vorn herein sei es gesagt: Das ganze Werk ist eine nicht mehr zu übersehende Arbeit für die Werthschätzung der beiden Männer und in Bezug auf Vives geradezu die Abtragung einer Ehrenschild. Es ist Thatfache, daß der Zauber der Person wie das Parteileben der Zeit gar oft das kritische Auge für die Bedeutung großer Männer trübt. Auch Erasmus und Vives weisen diese Ercheinung auf, allerdings in sehr entgegengesetzter Richtung. Während vor Erasmus als dem „unsterblichen Genie“, als dem „Licht der Welt“ die Mit- und Nachwelt lange Zeit förmlich in Anbetung nieder sank, blieb Vives, obwohl er an wissenschaftlicher Erudition einem Erasmus nur wenig nachstand, an grundlegender Bedeutung aber für einen methodischen Betrieb der Wissenschaften und für die Indienststellung des Unterrichtes zu den Aufgaben der Erziehung ihn zweifellos übertrifft, „bis in die letzten Jahre hinein — speciell im katholischen Deutschland — fast gänzlich unbekannt“. Wir dürfen darum das Werk einen Act der ausgleichenden Gerechtigkeit nennen. — Was nun speciell die Schrift über Erasmus betrifft, so geht der Verfasser Schritt für Schritt dem unsterblichen Wanderleben des großen Gelehrten nach, wobei er Zug um Zug aus seinen Schriften sein Charakterbild aushebt. Er kommt dabei, vielfach gestützt auf Jaussen 2. Band, zu einem Ergebnis, das der durch die Jahrhunderte traditionellen Anschauung freilich nur zum Theil entspricht: Erasmus ist „nichts weniger als ein großartig angelegter Charakter“, „auf keinem Gebiet ein bahnbrechendes

Genie"; aber als ganz „ungewöhnliches Talent“ vereinigt er in sich wie in einem Brennpunkt fast das ganze Wissen der damaligen Zeit, „was ihm für immer die erste Stelle in der Geschichte der Wiederbelebung der antiken Wissenschaften sichert“. In pädagogischer Hinsicht beschränkt sich nach Reichling des Erasmus Ruhm auf das Sammeln aller diesbezüglichen „Leistungen der vorangegangenen Zeiten“, sowie auf die Reimholung zu den wichtigsten Reformen der neueren Zeit in überraschender Vollständigkeit, während das „religiöse Moment sehr in den Hintergrund tritt oder doch vielfach in Neukerlichkeiten verläuft“. Mag dieses Urtheil auch, zumal im Hinblick auf die Jahrhunderte lange, übertriebene Verhimmelung des Erasmus, etwas bitter klingen, es ist die reife Frucht gewissenhaften Studiums seiner Werke. Zur Erhärtung der ausgehobenen pädagogischen und didaktischen Anschauungen folgen dann in Uebersetzung die beiden Schriften: „Ueber die Nothwendigkeit einer frühzeitigen Unterweisung der Knaben“ (Seite 45–101) und „Ueber die Methode des Studiums“ (S. 102–119). Die beiden Abhandlungen, besonders aber die letztere, verdienen wegen der zahlreichen allgemeinen und speciellen Bemerkungen eine Veröffentlichung und verdienen Beachtung auch noch in unseren Tagen. — Die einleitende Biographie und Charakteristik des Vives war zweifellos eine Arbeit angenehmerer Art als die über Erasmus. Dr. Kayser fand in Vives einen durchaus edlen und ganzen Charakter, der seinem Leben und Handeln in allem seine innere Ueberzeugung auftrug, so daß bei freiem Blick eine derartige Verkenning desselben nicht möglich gewesen wäre. Dementsprechend ist auch die Charakterzeichnung mit aller Liebe ausgeführt. Vives besaß einen univiersellen Geist, der ihn zu einer „der glänzendsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes macht“. Aber bei alle dem blieb Vives „ein treuer und demüthiger Sohn seiner Kirche“, ein sprechender Beweis gegen die Behauptung, daß der Humanismus mit innerer Nothwendigkeit seine Anhänger in einen Gegensatz zur Kirche bringen mußte. Seine literarische Thätigkeit erstreckt sich auf fast alle Gebiete, und in seinem Hauptwerk „De disciplinis“ gibt er — also am Anfang des 16. Jahrhunderts! — eine förmliche Encyclopädie der Wissenschaften. Sein Hauptverdienst aber in diesem wie in der Mehrzahl seiner übrigen Werke und die Hauptbedeutung seines Lebens überhaupt liegt in einem bis dahin unbekanntem, streng systematischen Aufbau der Didaktik und Pädagogik. Fast sämtliche Principien der neuern Pädagogik, die man bisher immer späteren Jahrhunderten zugeschrieben hat, finden sich bei Vives und sind mit Verschweigung seines Namens von ihm entlehnt worden. Dr. Kayser nennt ihn darum mit Recht „den Begründer der neueren Pädagogik“. Dabei ist sein System nicht ein Erzeugniß bloßen Spekulirens, sondern es ruht auf der festen Grundlage eigener Erfahrung und Beobachtung. — Von seinen pädagogischen Schriften hat Dr. Kayser übersetzt: 1) „Ueber den Unterricht in den Wissenschaften“ (des oben genannten Hauptwerkes 2. Theil in 5 Büchern, S. 180–339); 2) „Ueber den Lebenswandel und die sittlichen Grundsätze des Gelehrten“ (S. 340 bis 350), ein in seiner Art vielleicht einziges Schriftchen; 3) „Die Erziehung der christlichen Frau“ (S. 361–414); 4) „Lehrpläne für das Studium der Knaben“ (S. 415–426). Die Lectüre dieses Schriftstellers läßt sich mit keinen besseren Worten empfehlen, als sie Bichgram gebrauchte: er „sei des Studiums werth wie wenige“. — Dem ganzen Werk ist eine kurze, aber treffliche, allgemeine Einleitung vorausgeschickt, die sich über den Unterrichtsbetrieb im Mittelalter, über das mittelalterliche Latein und über die Bestrebungen und Verdienste des älteren Humanismus verbreitet. Ein umfassendes Personen- und Sachregister (S. 5) vervollständigt die Verwendbarkeit des prächtigen Werkes. Durner.

Der heilige Fidelis von Sigmaringen. Erstlingsmartyrer des Kapuzinerordens und der Congregatio de propaganda fide. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 16. und 17. Jahrh. Nach Quellen bearbeitet von P. Ferdinand della Scala. Mains, Kirchheim. 8°, 307 S., 20 Bilder. M. 3.

* Am 24. April, schreiben die Bollandisten, feiert man

das Fest des hl. Fidelis von Sigmaringen aus dem Kapuzinerorden, der 1622 zu Ceewis in Graubünden von den Häretikern, welche er zum wahren Glauben zurückzuführen suchte, ermordet ward. Nach Lucian von Montavon, Angelus Maria von Rossi und manchen Andern hat es R. P. Ferdinand della Scala unternommen, das Leben des glorreichen Märtyrers zu schreiben. Gleich in der Vorrede zeigt er sich als gut unterrichteten und gewissenhaften Biographen. „Der hl. Fidelis“, sagt er, „gehört seinem Leben und Wirken nach der Geschichte an. Beobachten wir demgemäß in Allem, was ihn betrifft, das Verfahren der wahren Geschichtsschreiber und nehmen wir nicht, um den frommen Sinn der Gläubigen zu erbauen, Thatsachen an, welche zuverlässige Dokumente niemals berichtet haben.“ Es zeigt sich eine große Umsicht und Klugheit im Gebrauche, den der Verfasser von den fast unmittelbar nach dem Tode des Heiligen eingeleiteten Processen macht. Um den Leser von der Wirklichkeit eines Vorganges zu überzeugen, genügt nicht der Nachweis, daß er in den Processakten berichtet wird; es muß auch der Zeuge, welcher die Thatsache behauptet, sich durch sein Wissen und seine Wahrheitsliebe empfehlen. Das entgeht dem P. della Scala nicht, er weiß je nach dem Stoffe seine Zeugen auszuwählen. Sollte es hier nicht am Platze sein, jenen Autoren, welche sich derartiger Dokumente bedienen, den Rath zu ertheilen, im Vorworte die Zeugen aufzuführen, welche sie im Verlauf der Arbeit zu citiren geben, indem sie für jeden von ihnen die Eigenschaft angeben, welche seinen Behauptungen mehr oder weniger Werth verleiht? So würde man den Leser an den Werth des Zeugnisses erinnern und ihm die Controlle erleichtern. So oft ihm dann in Texten oder in den Fußnoten der Name eines Zeugen begegnen würde, könnte er die Vorrede zu Rathe ziehen und unmittelbar ersehen, ob im vorliegenden Falle der Zeuge Glauben verdiene. Der neue Biograph des hl. Fidelis ist übrigens ebenso gut unterrichtet, als er in der Verwerthung der Quellen behutsam ist. Die in seiner Vorrede befindliche Aufzählung der Altentstücke, die er zu Rath gezogen, der Archive, die er erforscht, der Personen, bei denen er sich erkundigt hat, ist deutlich, daß er keine Mühe gespart und alle Schritte gethan, um zu genauer Kenntniß der Thatsachen zu gelangen. (Im Anhang veröffentlicht P. della Scala verschiedene, noch unedirte Altentstücke, die wichtigsten sind einige Briefe und Predigten des Heiligen.) Auch die der gloria posthuma gewidmeten Kapitel sind reich an Einzelheiten, die Illustrationen, welche den Text zieren, sind gut gewählt und dem Stoffe selbst entnommen. Mit einem Wort, wir haben hier eine gute und solide hagiographische Arbeit. *Analecta Bollandiana*, tom. XV, p. 111–112. Brüssel 1896.

Einzer theol.-praktische Quartalschrift, Jahrgang 1897. Expedition: Lutz, Stifertstraße Nr. 7. Preis pr. Jahr 7 M.

Inhalt des 2. Heftes: Ein neues Beispiel von mißglücktem Eifer. Von P. M. M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz). — Praktische Bemerkungen über Generalbeichten und deren Abnahme. Von Dr. Jakob Schmitt, Domcapitular zu Freiburg (Breisgau). Zweiter Artikel. — Die Muttergottes-Feste und ihre Verherrlichung durch die christliche Kunst. Von Dr. Heinrich Samson, Vicar in Darfeld (Westfalen). — Die heiligen Gräber in der Charwoche. Von P. Georg Schöber O. ss. R., Confultor der heiligen Ritencongregation in Rom. — Die Berufung der allgemeinen Concilien des Alterthums. Von Domcapitular Dr. Mathias Söhler in Limburg a. d. Lahn. — Nachklänge zur Mißbrauch-Frage. Von P. Hilari Felder O. Cap., Rector s. theol., Freiburg (Schweiz). Zweiter Artikel. — „Christenthum und Nationalismus.“ Eine zeitgemäße Studie von P. Robert Breitschopf O. S. B. — Pastoral-Fragen und -Fälle: Feuerversicherung und Brandstiftung. Von P. Augustin Lehmkuhl S. J. in Graeten (Holland). — Unbefugtes Geschenk einer Klosterfrau. Von P. Johann Schwenbacher O. SS. R., Provincial in Wien. — Versprechen. Von Jakob Linden S. J. in Blyenbeef (Holland) u. s. w.